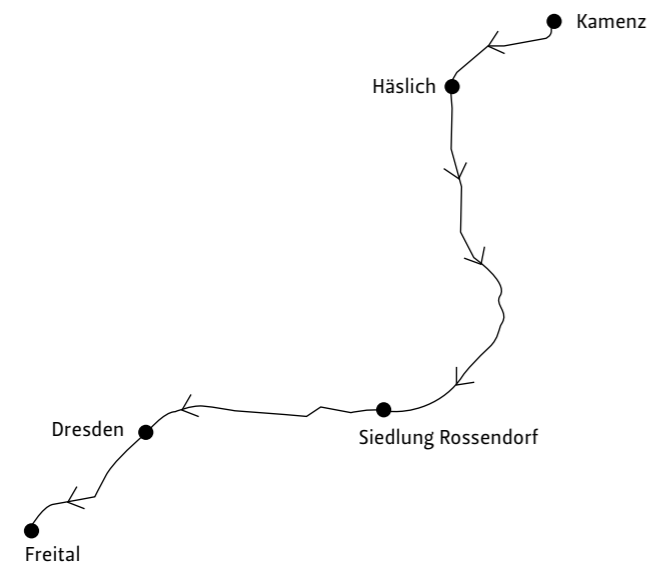


# ZU FUSS DURCH PEGIDALAND



**In vielen deutschen Gemeinden ist die Aufnahme von Flüchtlingen kein Problem. Aus Sachsen hört man oft anderes. Was ist los im ganz nahen Osten?**

TEXT: DAVID SAHAY  
FOTOS: VICTOR HEDWIG



Besorgte Bürger und Fahnen im Wind auf dem Neumarkt in Dresden. Wie Rentner Jürgen Matthes und Frank Reuter fürchten sich viele Pegida-Demonstranten vor Überfremdung

Abdul Quadir (Mitte) und sein Freund versenden Videos von der Demo. Von Pegida hatten sie bisher noch nie etwas gehört



und mehr. Mittlerweile organisiert das Bündnis regelmäßig Runde Tische. Bringt Behörden zusammen „um das ganze Ding zu lösen“, sagt Boes, der ursprünglich aus Mühlheim an der Ruhr kommt. Vor einem Jahr ehrte man sein Bündnis mit dem Sächsischen Bürgerpreis.

Stern erzählt von Morddrohungen gegen den Bürgermeister, bei ihm selbst hätten eines Nachts die Mülltonnen sechs Meter hoch gebrannt. Boes rief auf zu „Beachvolleyball gegen Rechts“ und fand Scherben im Sand. Boes sagt: „Gewaltbereite Rechte, aber nicht aus Kamenz.“ Rechte gäbe es hier gar nicht. Die würden sie auch kennen. Gemeinsam fahren wir zur Flüchtlingsunterkunft am Rande der Stadt.

**V**orbei an bunt leuchtenden Häusern und Pflastergassen, hinaus zum alten Flugplatz. Hier steht die ehemalige Polizeischule, die jetzt ein Heim für Flüchtlinge ist. Vier Stockwerke. 400 Plätze. 368 belegt.

Boes sagt: „Vier Menschen pro Fenster“ und deutet auf den gelben Klotz. Stern sagt: „Als sie das gebaut haben, dachten sie, das reicht für den ganzen Landkreis“ und wird von einem Kichern geschüttelt. Damals gab es 300 Asylbewerber im Landkreis, heute sind es 1 500. Was in Kamenz gut läuft, sieht zehn Kilometer weiter, in Häslich, einem Dorf mit 500 Einwohnern, anders aus.

Seit Oktober 2014 demonstriert ein Großteil der Bewohner gegen ein geplantes Flüchtlingsheim. Vor ein paar Tagen, im August 2015, wurde es trotzdem eröffnet.

Stern sagt: „Häslich ist 'ne komplizierte Veranstaltung.“ Boes sagt: „Wir wissen noch nicht, was das gibt.“ Fotograf Victor Hedwig und ich wollen uns den Ort anschauen. Wir verabschieden uns und laufen los. Zu Fuß sind es rund zwei Stunden zwischen Feldern und Wäldern.

Auf der Straße, die in das Tal hinab führt, stehen wenige Häuser. Eine Frau hängt im Garten Wäsche auf. Sie entdeckt unsere großen Rucksäcke, kommt an den Gartenzaun und fragt freundlich, was wir suchen. Wir stellen uns als Journalisten vor und ihr Lächeln gefriert. Wieder jemand, der sie in die rechte Ecke stecken wollte. Sie blafft: „Dann sucht weiter“, und wendet sich ab.

Unten im Ort plaudern wir als Wanderer mit einem älteren Herrn. Wenn ihr verstehen wollt, was sich hier abspielt, müsst ihr mit Jens Opitz reden. Man trifft ihn abends auf der Demo auf dem Platz vor dem Steinbruchmuseum.

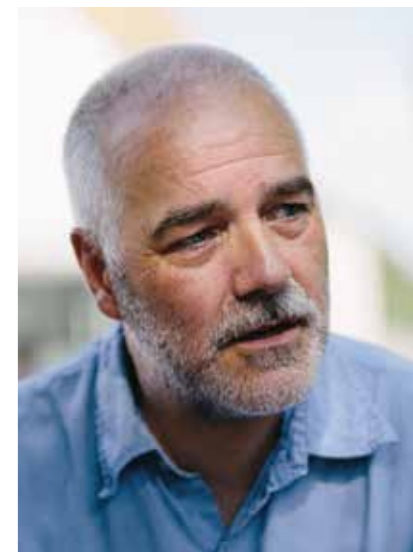
Am Abend müssen wir nicht lange suchen: Jens Opitz steht in der Mitte des Platzes und redet ins Mikrofon. Der Frührentner, 52 Jahre alt, trägt eine drei Handbreit kurze Jeans, Silberkette und hat lila Haare mit rot leuchtendem Pony. Um ihn herum etwa fünfzig Häslicher mit Reichskriegsflaggen aus der Zeit des Deutschen Kaiserreichs.

Opitz hat kaum angefangen zu reden, da fährt eine junge Frau im Kombi vorbei, schreit: „Ihr seid peinlich!“ und gibt wieder Gas. Jens Opitz lacht und spricht weiter. Es geht wie immer um die neue Flüchtlingsunterkunft.

Nur wenige Tage zuvor sind in die alte Dorfschule 32 Flüchtlinge eingezogen. Seit Monaten marschieren die Häslicher alle zwei Wochen mit ihren Fahnen hoch zum Heim. Anfang des Jahres brach jemand ein und flutete den Keller.

Opitz redet von „Wirtschaftsflüchtlings“, ein anderer von „Seuchen“, der dritte von „Überfremdung“. Die Menschen in der Menge schütteln den Kopf über diese Zumutung. Schließlich marschiert das halbe Hundert schwatzend und scherzend durch den beschaulichen Ort.

Ein Anwohner will wissen, warum Victor sein Haus fotografiert hat. Schnell steht ein kleines Grüppchen um ihn herum und geifert ihn an. „Sie löschen das jetzt sofort! Da wird gar nicht diskutiert!“ An den Schläfen des Mannes treten Adern hervor, Rücken durchgedrückt, Brust geplustert. Der Zeigefinger surrt durch die Luft. Plötzlich reißt er mit der linken Hand an der Kameraraschlaufe, mit der rechten am Objektiv. Er schnauft: „Ich werf' die einfach in den



Richard Boes wurde für die „Willkommenskultur“ in Kamenz ausgezeichnet. Nicht alle freuten sich darüber

**A**n einem Montag im August steht Abdul Quadir mit leuchtenden Augen am Rande des Neumarkts in Dresden und staunt: Um ihn herum gleiten schwarz-rot-goldene Fahnen durch die Luft, die Abendsonne verleiht majestätisches Licht. „Wow“, sagt Quadir als ich an ihm vorbeigehe. Er zückt sein Handy für ein Video.

„Weißt du, was hier passiert?“, frage ich. Quadir, dunkler Teint, Dreitagebart und zartes Lächeln schüttelt den Kopf, ohne vom Handybildschirm wegzusehen. Der Flüchtling aus Afghanistan ist zufällig in eine Pegida-Demo spaziert.

Im Zentrum der Menschenmenge schwillt ein Sprechchor an. Erst als unverständliches Grollen, dann als deutliches Brausen erreichen uns die Silben: „AB-SCHIE-BEN, AB-SCHIE-BEN!“

Ich übersetze für Quadir. „Sie wollen keine Flüchtlinge“, sage ich. Der junge Mann wendet seinen Blick vom Bildschirm ab, zieht die Brauen hoch und schaut mir direkt in die Augen: „Warum?“, fragt er. Ja, warum eigentlich?

Dresden, Freital, Heidenau. In Sachsen lehnen die Menschen Flüchtlinge stärker ab als anderswo. Ich will verstehen, was in den Köpfen vorgeht, im ganz nahen Osten. Meine Reise durch

Pegidaland beginnt in der Stadt mit dem größten Flüchtlingsheim Sachsens.

Kamenz liegt 40 Kilometer nordöstlich von Dresden. Endstation der Städtebahn 34. Ich bin mit Richard Boes verabredet, Treffpunkt Eiscafé. „Kamenz ist so klein, das finden Sie schon“, hatte Boes in einer E-Mail geschrieben. „Ich werde eine rote Hose und ein blaues Hemd tragen. Wir sind zu zweit.“

Richard Boes gründete vor vier Jahren das „Bündnis für Humanität und Toleranz“. Sein Begleiter, Jörg Stern, war ebenfalls von Anfang an dabei. Im Café erzählen die beiden von einer Erfolgsgeschichte und von einer unsichtbaren Bedrohung.

Die Erfolgsgeschichte begann 2011: Drei Lehrer und die Ausländerbeauftragte des Landkreises gründeten das Bündnis. „Nicht gegen, sondern für etwas“, sagt Boes. Schnell waren es zehn Mitglieder. Bald fünfzehn. „Ein paar zugkräftige Namen wie den des Bürgermeisters dabei, so macht man's ja.“ Nach zwei Jahren waren es sechzig Helfer. Viel für eine Ost-Stadt, betont Stern, der als Grüner im Stadtrat sitzt.

Boes' Augen glänzen, wenn er von seinen Projekten redet: Deutschkurse, Sommerfest, Hausaufgabenbetreuung

Pegidaland beginnt in der Stadt mit dem größten Flüchtlingsheim Sachsens.

Kamenz liegt 40 Kilometer nordöstlich von Dresden. Endstation der Städtebahn 34. Ich bin mit Richard Boes verabredet, Treffpunkt Eiscafé. „Kamenz ist so klein, das finden Sie schon“, hatte Boes in einer E-Mail geschrieben. „Ich werde eine rote Hose und ein blaues Hemd tragen. Wir sind zu zweit.“

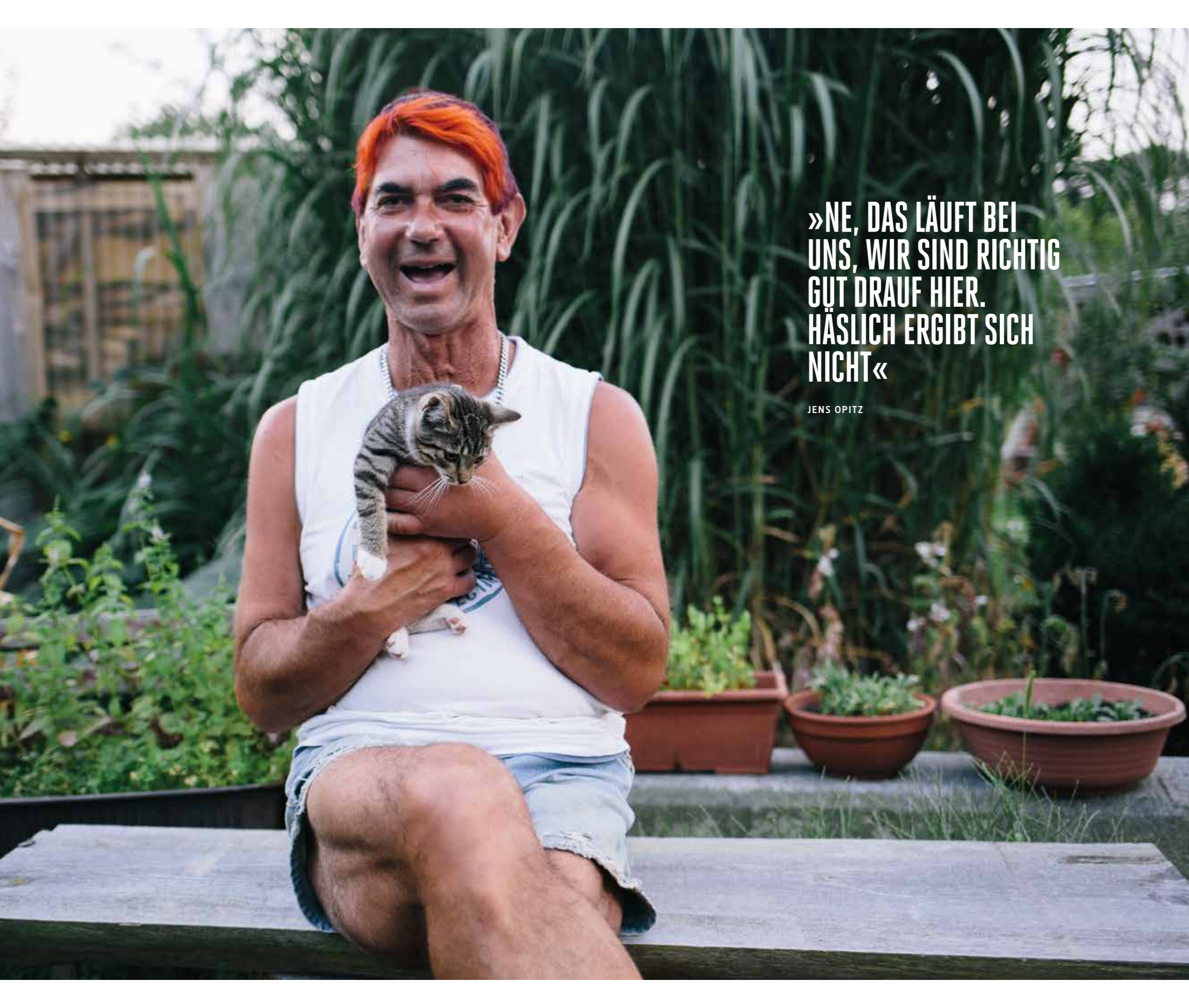
Richard Boes gründete vor vier Jahren das „Bündnis für Humanität und Toleranz“. Sein Begleiter, Jörg Stern, war ebenfalls von Anfang an dabei. Im Café erzählen die beiden von einer Erfolgsgeschichte und von einer unsichtbaren Bedrohung.

Die Erfolgsgeschichte begann 2011: Drei Lehrer und die Ausländerbeauftragte des Landkreises gründeten das Bündnis. „Nicht gegen, sondern für etwas“, sagt Boes. Schnell waren es zehn Mitglieder. Bald fünfzehn. „Ein paar zugkräftige Namen wie den des Bürgermeisters dabei, so macht man's ja.“ Nach zwei Jahren waren es sechzig Helfer. Viel für eine Ost-Stadt, betont Stern, der als Grüner im Stadtrat sitzt.

Boes' Augen glänzen, wenn er von seinen Projekten redet: Deutschkurse, Sommerfest, Hausaufgabenbetreuung

Das Flüchtlingsheim in Häslich: Der Notausgang ist noch ausbaufähig





»NE, DAS LÄUFT BEI  
UNS, WIR SIND RICHTIG  
GUT DRAUF HIER.  
HÄSLICH ERGIBT SICH  
NICHT«

JENS OPITZ

Fluss!“ Doch dazu kommt es nicht. Der Dorfpolizist schreitet ein.

Auf der kurzen Strecke zur Unterkunft redet Opitz auf mich ein. Er habe mit seinen Demonstrationen nur ein Anliegen: „Asylbewerber raus aus Deutschland.“ Fröhlich erzählt er, dass man in Häslich nur Flaggen mitführt, die die deutsche Verfassung „gerade noch erlaubt“.

Das grummelnde Grüppchen zieht jetzt am Heim vorbei. Aus den Fenstern beobachten Frauen und Kinder, wie sich die Demonstration gleich hinter dem Heim auflöst.

**O**pitz begrüßt uns später 300 Meter von der Unterkunft entfernt gut gelaunt in seinem Garten. Dem 52-Jährigen kippt oft die Stimme, sie wird kratzig und hoch wie bei einem aufgeregten Vogel. Am Anfang wirkt es, als wolle er mir markige Aussagen in den Block diktieren. Er beginnt mit seinen Flaggen („Nicht illegal, aber so nah dran wie möglich“). Erzählt von seiner Forderung („Alle Ausländer raus“) und klammert sich an die Bierflasche aus einer sächsischen Brauerei.

Im Oktober 2014 hatte die Ausländerbehörde ihre Pläne mitgeteilt, die leerstehende Dorfschule von Häslich als Flüchtlingsunterkunft zu nutzen. Opitz und ein Nachbar organisierten eine Spontandemo. 480 Leute kamen – fast das gesamte Dorf. „Man hätte uns vorher fragen müssen“, schimpft Opitz, außerdem sei der nächste Supermarkt sechs Kilometer vom Heim entfernt.

Vom Erfolg der ersten Demo überrascht macht Opitz weiter.

Die Beiträge der wöchentlichen Redner steckt er in einen Briefumschlag und schickt ihn nach Berlin und Dresden. An die Regierung.

„Die sind auf dem Laufenden, Häslich ergibt sich nicht.“ Für das nächste Vierteljahr hat er bereits Demonstrationen angemeldet. Er macht das immer gleich im Block. Er will, „dass das Volk von unten her wieder wie ‘89 anfängt aufzukochen.“

Je länger er redet, desto leiser wird seine Stimme. Er spricht jetzt nicht mehr von Ausländern, sondern von Migranten: „Und dann sind da noch die Milliarden Euro, die jährlich an Migranten gehen, die nicht arbeiten.“ Da könne er platzen.

Vor dem Arbeitsunfall hat er für 480 Ostmark gearbeitet. Erst als Schuhmacher, dann im Pflasterbau. Heute würden Migranten alles umsonst bekommen. Opitz hat von Flüchtlingen gehört, die gebrauchte Kleidung ablehnen. Er sagt

Nur die Vorhut der Demo: Etwa 50 Menschen folgen dem jüngsten Teilnehmer in Häslich beim Protest gegen das Flüchtlingsheim



SCHRITTE:

204 228



Auf ihrer 14-tägigen Wanderung wurden Autor David Sahay und Fotograf Victor Hedwig nur einmal zum Übernachten eingeladen: von syrischen Flüchtlingen

mit brüchiger Stimme: „Deswegen gehen wir auf die Straße.“ Der Mann mit den lila Haaren und dem rot leuchtenden Pony weint jetzt fast, so ungerecht ist die Welt in seinen nassen Augen.

Kurz darauf verabschiedet er uns. „Ne, das läuft bei uns, wir sind richtig gut drauf hier“, sagt er mehr zu sich selbst. „Wenn irgendwo ein Problem auftritt, dann gehen wir das auch an.“

Unsere Strecke soll weiter nach Freital führen. Als wir rund 25 Kilometer südlich von Häslich aus dem Wald stolpern, stehen wir schon wieder vor einem „Problem“. Es hat ein Geschoss, ist etwa hundert Meter lang und zwanzig Meter breit. Davor sitzt ein Syrer auf einem Klappstuhl und raucht. Er ist mit zwanzig anderen vor fünf Stunden im Flüchtlingsheim der Siedlung Rossendorf angekommen und hat schon alles gesehen: die vier großen Mehrfamilienhäuser, den Schrebergarten, den Modellflugclub, den gelben Post-Briefkasten und die Bushaltestelle Richtung Dresden. Auch die kleinen Warnschilder auf den Rasenflächen um die Baracke herum: „Privatgrundstück. Betreten verboten.“

Die Siedlung wurde in den Sechziger Jahren für Personal des nahen Instituts für Kernforschung gebaut; der Forschungs-

reaktor inzwischen abgerissen. Von den 120 Menschen, die hier leben, sind die meisten Rentner. Am Aushang im Schrebergarten stehen viele Dokortitel.

Zwischen Mehrfamilienhäusern und der Baracke stehen sechs Alteingesessene um den Briefkasten herum. Eine Frau trägt eine große Sonnenbrille und ist gut gebräunt. Sie sagt: „Das größte Problem ist, dass man uns hier vor vollendete Tatsachen stellt“, und klopf sich auf den Schenkel, um die Silben zu betonen.

Alle nicken zustimmend. Man habe von der Unterkunft aus der Zeitung erfahren. 72 Flüchtlinge. Ausgerechnet hier. Eine Petition half nicht, kaum zwei Monate später kamen die ersten 20 an.

Sie sagt: „Wir haben auch Angst vor den Krankheiten und allem.“ Ihre Stimme überschlägt sich.

Ein Mann mit freiem Oberkörper, Bermudashorts und Schnauzer sagt: „Weil keine Fläche da ist. Wenn die hinten zum Fenster rausspucken, spucken sie in den Wald. So nah steht der.“

Sie sagt: „Und die Waldbrandgefahr macht uns große Sorgen.“

Der Ehemann der Frau sagt: „Es ist ja ne Holzkonstruktion. Wenn einer im Schlaf seine Matratze anzündet, brennt der Dachstuhl weg.“

Sie sagt: „Gestern hat einer dort geraucht. Ich dachte, Gott jetzt brennt’s da.“

Ihr Mann sagt: „Wenn’s einem die Kippe in den Wald weht, geht es ab.“

Sie sagt: „Und die kennen das ja nicht so, ne?“

Der Schnauzer sagt: „Aber für die ist der Wald die einzige Möglichkeit, das Einzige, was öffentlich ist.“

Der Mann sagt: „Wenn hier 72 allein reisende Herren wohnen, trau ich mich auch nicht mehr in den Wald. Und ich will wirklich niemanden kriminalisieren.“

Sie fragt uns: „Waren Sie schon hinten gucken? Haben Sie gesehen, was das für Menschen sind?“

Ihr Mann flüstert: „Wir haben uns noch nicht hingetraut. Wir wollen ja keinen provozieren.“ Dann löst sich die Runde auf.

Victor und ich schauen am nächsten Tag in der Baracke vorbei. Es sind junge Männer aus Syrien. Wir spielen Fußball, danach laden sie uns ein: Es gibt Chips und Möhren, dazu ein Glas Cola. Sie sind froh, dass ihnen jemand ein bisschen Deutsch beibringt. Als wir gehen, können sie „bitte“, „danke“ und „Besuch“ sagen. Wer weiß, wann wieder welcher kommt.

Am Morgen darauf wollen wir nach Dresden laufen, da treffen wir noch einmal auf die Frau vom Vortag und ihren Ehemann.

Sie sagt: „Wir hören nichts, die sind absolut still.“

Er lächelt warm und sagt: „Gebt mir noch zehn dazu dann passt’s.“

Sie sagt: „Gestern haben sie Fußball gespielt.“

Er sagt: „Man gewöhnt sich ja dran.“

Der Wind trägt kaum hörbar arabische Handymusik über die Baracke zu uns.

Die Menschen, die wir bislang getroffen haben, sind von der Politik enttäuscht; sie fürchten, wirtschaftlich abzustiegen und haben Angst vor Fremdem. Der Soziologe Dieter Rucht forscht seit 35 Jahren zu politischer Öffentlichkeit, politischem Protest und Konfliktsoziologie. Er sagt: „Pegida ist eine Bewegung, die all diese Emotionen in sich vereint hat.“

Von Rossendorf aus gesehen liegt Dresden genau zwischen uns und Freital. An diesem Montagabend begrüßt Pegida-Gründer Lutz Bachmann etwa 2 000 Demonstranten auf dem Dresdner Neumarkt. „Ich habe Angst“, beginnt er seine Rede. Er also auch. Dabei ist die Stimmung heute eigentlich fantastisch: In der Abendsonne lassen Familien Erinnerungsfotos von sich schießen. Fünf

Gegendemonstranten in schwarzen Pullis sitzen still auf der Treppe der Frauenkirche. Ein Mann aus Häslich erkennt Fotograf Victor wieder und grüßt gut gelaunt.

Am Rand entdeckte ich Abdul Quadir, den Flüchtling aus Afghanistan und erkläre ihm, warum die Menge gegen Flüchtlinge skandiert. Er sagt leise: „Dann gehe ich“, und wendet sich ab. Ich halte ihn an der Schulter zurück und flüstere ihm zu. Das hier sei nur eine Minderheit, die meisten hätten nichts gegen Flüchtlinge. Ich bin mir nicht sicher, ob er verstanden hat. Erst später wird mir klar, dass Abdul in Freital gewohnt haben muss, als die Minderheit kurz in der Mehrheit war.



Deutschkurs auf Sächsisch: „Betreten verboten“ steht auf den Rasenflächen in Rossendorf

**A**uf dem Neumarkt denkt die Minderheit, sie wäre das Volk. Mit Victor als Fotograf sind wir beide schnell als „Lügenpresse“ etikettiert. Die Redner sind fertig, da schlendert ein schwächlicher Rentner zu mir rüber. Frank Reuter, 71, will über ein Missverständnis reden. Es sei ja nicht jeder gleich Lügenpresse. Jürgen Matthes, 53, kommt dazu, in seinem bunt leuchtenden Hawaii-Hemd. Mit vielen alten Männern, ein paar jungen, ein paar Frauen, laufen wir los. Die Menge skandiert: „Wir sind das Volk!“

Matthes erzählt vom Regenwald, Russen, Gaddafi und dem Kinderkrieg. Von Burkas und Asylanten, von Gutmenschen und Schlaf-Schafen. Nach der Hälfte des Rundgangs dreht sich Reuter um. „Das sind mehr geworden, Jürgen“, sagt Reuter. „Ja, das tut natürlich gut, ist

Fakten, Fakten, Fakten – und immer an die Flüchtlinge denken



**DIE BEIDEN INGENIEURE  
STEHEN NOCH EIN  
WENIG AM RAND UND  
ERKLÄREN SICH DEN  
UNTERSCHIED ZWISCHEN  
REICHSKRIEGSFLAGGE  
UND WIRMER-FLAGGE**

Pegida-Anhänger unter sich.  
Die Gegendemonstranten  
bleiben inzwischen zu Hause,  
das braune Geschwebe wurde  
ihnen offenbar zu bunt





Ratloser Lehrer: Stefan Vogel (54) unterrichtet Ethik. Seine Appelle im sächsischen Freital verpuffen ungehört

schön, wenn wa' da nicht alleine sind“, antwortet Matthes.

Nach dem Spaziergang lungern wir wieder auf dem Neumarkt. Reuter ruft plötzlich aufgeregt „Guck mal, da die Nazis!“ In der Mitte stehen sechs junge Männer mit Glatze und riesigem Banner: „Grenzen retten Leben.“

Als sie fertig sind mit Schreien, klatschen viele, Reuter und Matthes nicht. Die beiden Ingenieure stehen noch ein wenig am Rand und erklären sich den Unterschied zwischen Reichskriegsflagge und Wirmer-Flagge. Mir raten sie „Sprechen Sie doch mal mit Herr Bachmann“, dann fahren sie nach Hause, noch bevor die Redner fertig sind.

Ich schleiche mich an der Absperrung vorbei hinter die Rednerbühne. „Guten Tag, Herr Bachmann, ich hätte gern ein Interview.“ Lutz Bachmann wirkt gestresst, mit aufgerissenen Augen schaut er mich an. Er sagt: „Ne, nie“, und dreht sich so schnell auf dem Absatz um, dass er strauchelt. Dann eben nicht. Letzte Station: Freital. Bekannt aus Funk und Fernsehen.

Auf dem Weg dorthin fängt es an zu regnen. In der Stadt angekommen wirkt es im Vergleich zu Kamenz, als hätte der Regen die einmal bunten Fassaden grau gewaschen. Das Elbe-Hochwasser im Sommer 2002 hat viele Häuser in der Innenstadt verwüstet; noch immer ist vieles verfallen.

Wir warten den Regen im Eiscafé Fischer ab. Kellnerin Sabine hält uns für Touristen und gibt uns eine Informationsmappe. Auf Seite 17 wirbt das Hotel „Leonardo“ noch mit eigenem Busparkplatz, Nachtportier und Personal, das

Englisch spricht. Inzwischen ist das Hotel eine Flüchtlingsunterkunft.

Im Fernsehen sah man im Juni Menschen vor dem ehemaligen Hotel Leonardo aus voller Kehle schreien: „Wer Freital nicht liebt, soll Freital verlassen!“

**S**tefan Vogel hat damals nicht mitgeschrien. Er engagiert sich im „Willkommensbündnis“ und will uns vom „anderen“ Freital erzählen. Auf dem Weg zu ihm lesen wir Sticker an Laternen, auf denen steht: „Bitte flüchten Sie weiter. Hier gibt es nichts zu wohnen“, oder: „Refugees not welcome.“ Auf dem Asphalt vor dem Heim versuchte die Stadtreinigung einen hingepinselten Spruch zu entfernen: „Kanacken verpissst euch!“ Man kann ihn noch immer lesen.

Bevor Stefan Vogel mit uns spricht, will er die Presseausweise sehen. Er habe schon vieles erlebt. Der Mann mit der filigranen Brille und dem weichen Gesicht versteht Freital nicht mehr.

Alles fing an im November letzten Jahres. Vogel erzählt so leise, dass man ihn fast nicht versteht. Pegida sei damals permanent Thema gewesen. Im Lehrerzimmer. Auf Familienfeiern. Beim Arzt. In Dresden ging es damals noch um den Islam, in Freital wurde die Diskussion um Asylbewerber immer lauter. Ab März gingen in Freital mehrmals im Monat bis zu 1 500 Menschen gegen Flüchtlinge auf die Straße.

Dabei gab es auch in Freital ein Willkommensbündnis, Patenschaften und Deutschkurse. Sportlehrer Vogel spielt nervös mit seinem Schlüssel. Er war für die Turnhalle zuständig: Fußball, Volleyball und Tischtennis mit Asylbewerbern. Doch nachdem er die Flüchtlinge das zweite Mal in die Turnhalle begleitet hatte, fand er ein Foto auf der Seite der Asylgegner. Darunter stand „Der Mob zieht durch Freital und belästigt die Frauen.“

Eigentlich habe sich die Situation bis Mai wieder beruhigt. Dann wurde in einer Einwohnerversammlung im Juni mitgeteilt, es kämen weitere 280 Flüchtlinge. Plötzlich belagerten Anwohner und Neonazis aus der Region gemeinsam die Unterkunft. Die geballte Ablehnung kam an diesem Tag so überraschend, dass nur zwölf Polizisten die Meute vom Heim fernhielten. „Raus mit dem Dreck!, Raus mit dem Dreck!“ Als Vogel von der Situation erzählt, sitzt er zusammengesunken über seinem Cappuccino, die Schultern nach vorne gefallen, die Füße unter dem Stuhl nach hinten gewinkelt. Wie ein Fragezeichen.

Bild mit Symbolcharakter: Zwischen Dresden und Freital gibt es viel zu sanieren

